

www.e-rara.ch

Federzeichnungen aus dem amerikanischen Stadtleben

Rittig, Johann

New York, 1885

Zentralbibliothek Zürich

Shelf Mark: 43.235

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-72579>

Weihnachtsbilder.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

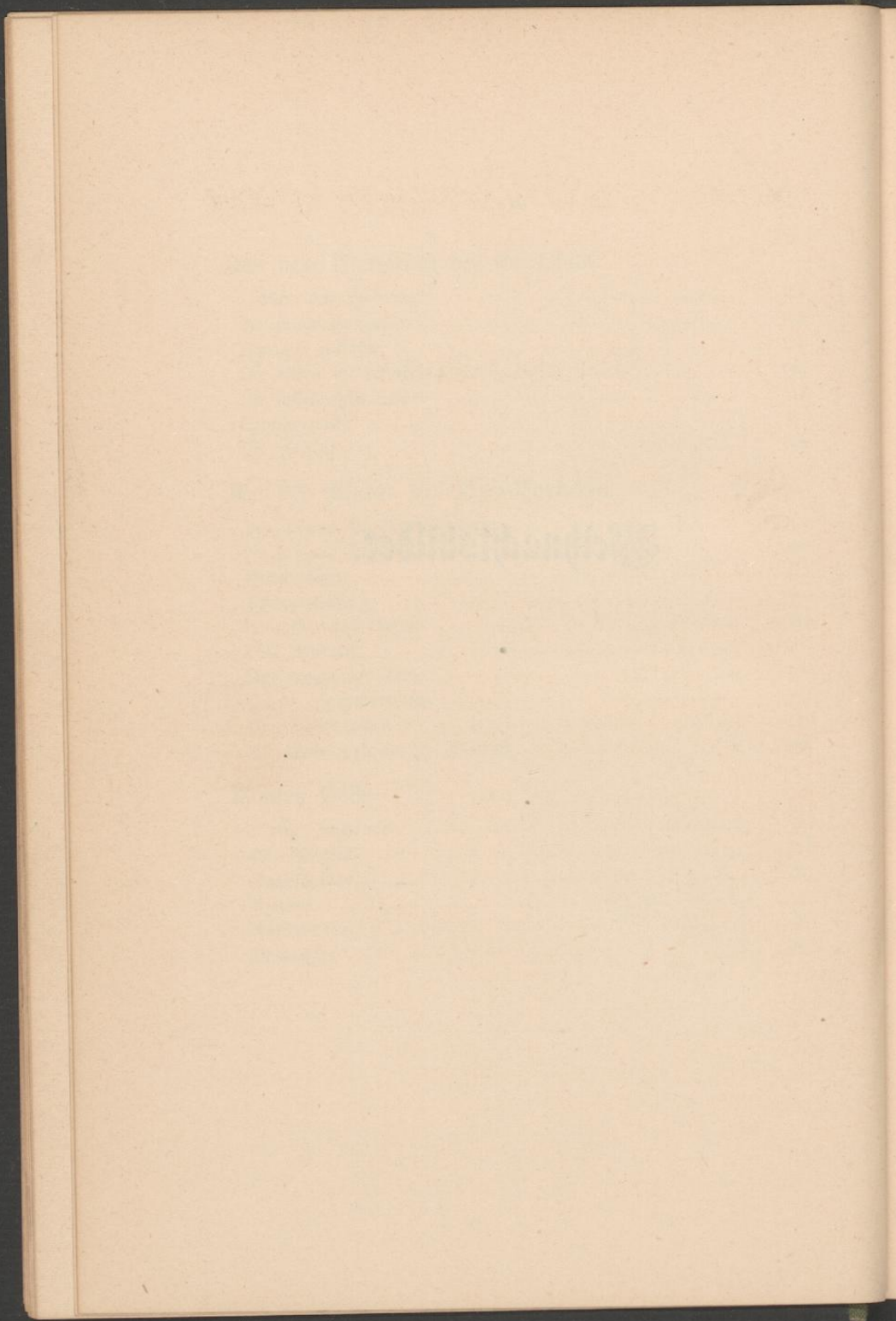
Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Weihnachtsbilder.





Der kleine Michel.

Ein deutsch-amerikanisches Märchen.

Es war einmal ein kleiner Michel, der lebte in einem Lande, wo die Leute große Helme trugen und schwer daran zu schleppen hatten. Der kleine Michel aber bekam zu Hause wenig zu essen und viel Schläge. Und als er auch wieder einmal bei hungrigem Magen den schweren Helm und noch eine Flinte dazu weit tragen sollte, da sagte er erzürnt: „Na, warte!“; sobald er konnte, schlich er sich davon, warf den Helm rechts in einen Busch, die Flinte links in einen anderen Busch und lief, was er konnte, bis ans Ufer hinunter, wo er in einen Kahn sprang. Dann rief er: „Etsch!“ drehte den Leuten mit den großen Helmen eine Nase; und fort ging's im Kahn. In diesem Kahn aber saßen Leute, die eine fremde Sprache redeten und den kleinen Michel, den sie nicht verstehen konnten, arg herumstießen. Doch das Herumgestoßenwerden war er gewohnt und so kam er glücklich mit ans andere Ufer.

Dort wohnten Leute, die wieder alle — zwar keine Helme aber rothe Zipfelmützen trugen. Die rothe Zipfelmütze hatte zu bedeuten, daß Jeder treiben dürfe, was er wolle; und der kleine Michel durfte auch gleich eine aufsetzen. Das machte ihm große Freude; nur ärgerte es ihn, daß auch jeder Lump eine solche rothe Zipfelmütze trug und daß es viele Leute gab, welche unter der Zipfelmütze versteckt einen steifen Zopf trugen. Doch da er selbst treiben durfte, was er wollte, meinte er, er brauche sich um Lumpen und Zöpfe nicht weiter zu kümmern und los sein Glück zu versuchen. Da aber erging's ihm schlecht. Die Leute, welche eine fremde Sprache redeten, hatten auch ganz andere Gedanken als der Michel und mochten ihn überhaupt nicht leiden. Er wurde wieder arg herumgestoßen und litt wieder *Huuuær*, fast noch

mehr als daheim. Da stellte er sich ans Ufer, bekam's Heimweh und wischte sich mit der rothen Zipfelmütze die Thränen aus den Augen. Gar zu gern wäre er wieder zurück, aber es kam kein Kahn, der ihn mitgenommen hätte.

So mußte er sich weiter herumstoßen lassen; doch je mehr sie ihn herumstießen, desto gescheidter wurde er, und endlich war er so gescheidt, daß er sein Brod und die Butter dazu ebenso gut fand, wie die anderen Leute, die nicht aus der Fremde herübergekommen waren. Und der kleine magere Michel — (daß ich's nicht vergesse, er war nämlich immer sehr mager, wie Ihr bei dem vielen Hunger, den er zu leiden hatte, schon errathen haben werdet) — fing an, ein bischen feister zu werden. Als das die Leute mit den Höpfen sahen, sagten sie:

„Kommt, wir wollen ihn anfressen!“

Der kleine Michel war aber nicht faul und schrie gottsjämmerlich. Da kamen die anderen Leute, welche keine Höpfe hatten, herbei und meinten:

„Wenn Du uns tüchtig hilfst, dort wo die Arbeit am schwersten, sollst Du nicht aufgeessen werden, sondern so viel arbeiten dürfen, als Deine Knochen nur aushalten.“

Was wollte der Michel thun; er sagte ja und schindete sich, daß ihm der Schweiß nur so von der Stirne strömte.

Einmal aber geschah's, daß die Leute mit den rothen Zipfelmützen eine große Schlägerei unter sich angingen; es war wegen Eines, der sich auch arg schinden mußte, viel Prügel bekam und ein ganz schwarzes Gesicht hatte. Der kleine Michel, dem das Dreinschlagen noch von daheim her im Blute lag, blieb natürlicher Weise nicht zurück und drosch auch darauf los. Zu seiner großen Freude entdeckte er, daß die Leute, denen er Recht gab, den viel größeren Haufen bildeten. So war er unter die Sieger gerathen und als die Schlägerei vorbei war, sprach kein Mensch mehr davon, ihn aufzuessen. Man wußte, daß der kleine Michel seinen Mann stellt, wenn's Hiebe gibt, und die Höpfe waren während des langen Dreinschlagens überhaupt fast ganz verschwunden.

So weit also gut. Aber der Michel wollte es immer besser haben. Es ärgerte ihn, daß dann und wann doch noch Einer ihm Eins mit

dem Elbogen gab; und wenn er seine Sprache reden wollte, hieß es noch immer: „Halt's Maul, Michel!“

Dazu mußte er einen noch größeren Kummer erleben. Wie es so geht, wenn die Leute älter werden — Ihr wißt ja — war der kleine Michel bald von einem Häuslein noch kleinerer Michel umgeben. Nun wollte der Alte, die Jungen sollten gerade so aussehen wie er, alles so machen wie er, und accurat so reden wie er. Die aber schwächten, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, und der Schnabel wuchs hier anders, als am anderen Ufer drüben.

Das suchte den alten kleinen Michel. Er war zwar davongelaufen aus dem Lande der großen Helme, aber seine Kinder, die schon mit der rothen Zipfelmütze zur Welt kamen, sollten doch die herrlichen Lieder und die schönen Sprüche, die er drüben gelernt und mit herüber gebracht, nicht ganz vergessen oder gar verachten, und Alles, was sich in seinem Gemüthe regte und seinen Kopf durchkreuzte, sollte auch bei den jungen kleinen Micheln so sein. Da gab's ewigen Streit und die jungen Michel hatten gar bald gelernt, ihren Vater anschreien und ihm in der fremden Sprache zurufen: „Halt's Maul, Michel!“

Und als eines Tages der alte Michel wieder so dasaß und sich die Augen mit der rothen Zipfelmütze wischte, trat eine schöne Fee vor ihn hin. Auch sie trug die rothe Zipfelmütze, hatte aber eine große Zahl leuchtender Sterne darauf; ihr Mieder war schön meerblau und ihre Schleppe weiß und roth gestreift. Der Michel kannte sie schon; sie hatte immer schützend an seiner Seite geschwebt, wenn die Leute ihn aufessen wollten oder ihn gar zu hart herumstießen.

„Was greinst Du, Alter?“ sprach sie diesmal. „Ich kann die Leute nicht zwingen, so zu reden wie Du; bringst Du's ja nicht einmal mit Deiner eigenen Sippe fertig! Aber laß sie nur. Wie die Leute denken und fühlen, ist noch wichtiger. Wenn Du's fertig bringst, daß sie fühlen wie Du, werden sie auch bald denken wie Du. Und wenn sie denken wie Du, werden sie auch manchmal reden wie Du.“

Da blickte der alte kleine Michel groß auf und setzte wie in Gedanken auch seine rothe Zipfelmütze wieder auf.

„Ei, was für ein hübsches grünes Zweiglein hast Du denn da?“ sagte jetzt die Fee.

Ich habe nämlich zu erzählen vergessen, daß der kleine Michel, als er aus dem Lande der großen Helme davonlief, sich von einer stattlichen Tanne, die vor seinem Vaterhause stand, ein Zweiglein abgebrochen, welches er seither immer bei sich trug und welches gar nicht vertrocknen wollte. Fort und fort grünte es, besonders zur Winterszeit. Und wenn im December die längste Nacht kam, da brauchte der Michel von dem kleinen Zweig nur ein ganz kleines Nestchen abzubrechen und es in eine Hand voll Erde zu stecken, und gleich schoß, wie durch ein Wunder, eine schöne große Tanne daraus hervor, auf der Alles wuchs, was ein Kinderherz begehrt, und auf welcher gar viele Lichtlein strahlten, in deren Schein nicht nur dem Frauenherzen sondern auch im Männerherzen eine Welt des Friedens aufging, in der sich das Leben mit seinen Sorgen und seinen Freuden gleich viel schöner gestaltete. Der Michel hatte schon oft gedacht: warum doch die Leute mit den rothen Zipfelmützen nicht auch solches zauberhaftes Nadelholz haben; das beweist am besten, daß sie bei aller Rührigkeit und Fingigkeit doch noch nicht Alles gefunden haben. Und weiter dachte er nicht.

Als er aber der Fee die Wunderkraft seines hübschen grünen Zweigleins beschrieb, sprach sie zu ihm: „Du Thor, warum hast Du nicht schon längst allen Leuten solche grüne Nestlein vor die Thüren gepflanzt? Wenn erst das strahlende Bäumchen auch ihnen so in die Seele hinein leuchtet wie Dir, werdet Ihr Euch viel besser verstehen als bisher.“

Der alte Michel aber fragte sich hinter dem Ohr und antwortete: „Dort gedeihen sie nicht so, wie in dem Erdreich vor meinem Hause.“

„Nun wohl,“ entgegnete die Fee, „so will ich allem Erdreich hier zu Lande die Kraft verleihen, daß es Dein zauberhaftes Nadelholz Wurzel schlagen lasse. Und jetzt laufe und pflanze es von Haus zu Haus, damit alle Jahre in der vierundzwanzigsten Decembernacht überall aus seinen Zweigen die schönen verbrüdernden Gedanken hervorleuchten, welche sich schneller ausbreiten, als es Deine Sprache kann!“

Das begriff der Michel rasch und so eilte er gleich nach Hause, um die jungen Michel mitzunehmen zum Anspflanzen der grünen Nestlein. Aber nur einer ging mit, der flachsköpfige, den die andern nicht für den geschmeidtesten hielten. Die übrigen sagten: „Geht Ihr nur allein; wir wollen erst sehen, was d'raus wird.“

Es wurde aber etwas Prächtiges daraus. Als die wunderreiche Decembernaut wieder kam, leuchteten auf allen Gassen und Straßen, in allen Dörfern und Städten unzählige Bäumchen, gerade solche, wie sie des Michels Herz Jahr für Jahr erfreut; und wie ein zauberhaftes Gewebe spann sich darüber ein goldener Traum, den Jeder verstand und den er nie wieder ganz vergessen wollte.

Im nächsten Jahre hatten der Michel und sein Flachshaariger gar nicht mehr nöthig, selbst herumzulaufen und neue Nestlein zu pflanzen. Alle, die einmal das herrliche Bäumchen gesehen, trugen die Zweiglein selbst weiter; sie den Nachbarn vor die Thür pflanzend. So kam's, daß es jetzt in der längsten Nacht gar nicht mehr finster werden will ob der Millionen Lichtlein, die von einem Landesufer zum andern funkeln.

Den alten Michel freut das sehr und er fängt schon an zu denken: "Nover mind, wenn sie auch meiner Sprache keinen Platz anbieten auf demselben Thron, wo die Landessprache sitzt; wir lernen uns doch im Denken und fühlen mehr und mehr verständigen und mein schönes ewigrünes Bäumchen macht die Illumination dazu."

Wenn den Leuten mit den rothen Zippelmützen nicht wieder die harten Köpfe wachsen und sie nicht wieder einmal Luft bekommen, den Michel aufzuessen, wird er wohl noch sehr lange leben. Sein Flachsföpfiger und die andern kleinen Michel alle sind seither auch schon bejahrte Leute geworden, von denen mancher ein Bäumlein, jeder aber wieder eine Schaar kleinster Michel um sich herum hat, alle miteinander das grüne Zweiglein an der rothen Zippelmütze. Die meisten schwätzen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, und nicht so wie es der alte Großvater will, der aus dem Reiche der großen Helme gekommen; aber trotzdem gibt es im ganzen Lande schon so viel Mischelei, daß selbst die ernste See, die den kleinen Michel so oft beschützt hat, darüber lachen muß.

Und jetzt, Kinder, ist das Märchen aus, oder vielmehr es dauert noch immer fort, wovon man erst später wieder erzählen kann. Nun dürft auch Ihr lachen, aber merkt Euch wohl, daß wenn der kleine Michel, als er von Hause weglief, vergessen hätte, das grüne Zweiglein von der Tanne abzubrechen, Ihr jetzt nicht unter dem prachtvollen Weihnachtsbaume stehen könntet, und haltet daher auch hier zu Lande hoch, was vor Eurem Vaterhause wächst!

New-Yorker Weihnachten.

New-York, du bunteste der Städte, in welchem Farbenchaos flimmert dein Bild erst, wenn der gute alte Mann, den einst die Holländer an den Hudson gebracht und der dann weiter hinauf und hinauf stieg, bis er seine Hütte zwischen Tannen baute, — wenn der mit sechs Hirschen fahrende Kleinweltsfreund von den weißen Bergen herabkommt und Besitz nimmt, so lang und breit du bist, von deinen Straßen und Märkten, von deinen Bazars, Magazinen, Kleinläden, Parlors und Kinderstuben! Trägst du in der That noch den sorgenvollen Ernst einer großen Handelsstadt, welche stündlich auf den Puls der Weltmärkte zu lauschen hat, an der Stirne — oder hast du dich umgewandelt in ein riesiges Caroussell, auf welchem deine ganze Million, Jung und Alt, Reich und Arm, sich tummelt um den hochaufragenden Tannenmast, aus welchem die zerstreuesten Festsfreunden des Jahres sprießen?

Von Weihnacht zu Weihnacht stellt die Geschäftswelt der Metropole sich williger unter das Commando des schneebärtigen Fürsten aus dem Märchenlande, welcher, so lange er auf Manhattan weilt, keinen Rivalen neben sich duldet. — Haben die Tannen- und Fichtenwälder von Maine und Connecticut sich gen New-York in Bewegung gesetzt, senden die Catskills ihren wilden Lorbeer, ihre Mistel, ihren Schwarzdorn und ihre Moose auf unsere Squares und Avenues, dann liegen Handel und Wandel vollständig im Banne der Weihnachts-Idee, und wehe jenen Geschäftszweigen, auf welche sich kein Tannenreis pflanzen läßt! Santa Claus ist ein freigebiger, aber auch ein eifersüchtiger Heiliger. Seine Popularität kennt schier keine Grenzen — wenn man ihm seit Kurzem nicht nachsagte, daß auch er sich habe anstecken lassen vom Großhandels-Zuge unserer Zeit. Der Kleinhandel klagt, der verschwenderische Alte kehre bei ihm nicht mehr mit der früheren Leutseligkeit ein, er fahre stolz vorüber und widme seine ganze Zeit den großen Bazars. Die Krämmchen-Gemüthlichkeit mit ihren

Oellämpchen geräth angesichts der elektrisch erleuchteten Handelspaläste in Verfall. Doch wie kann's der nur periodisch kommende nordische Gast ändern? Er muß mit der Mode, die er vorfindet, gehen, will er nicht selbst aus der Mode kommen. Heimlich aber huscht er doch noch in die „Store-chen“ entlegener Straßen und protegirt sie, so gut er kann. Seit die Weihnachtstanne selbst nicht mehr im verborgenen Winkel, wo ihr die erste liebevolle Pflege wurde, steht, sondern sich die ganze Weltstadt erobert hat, ragt ihr Wipfel in die höchsten Dome und sie muß sich schmücken, wie es die New-Yorker große Welt verlangt. Es bleiben noch genug traute Kämmerlein, wo sie in alter Einfachheit mit dem primitiven Tand, den die kleinen Leute feil halten, unverwöhnte Kinderherzen erfreut!

Wie mannigfaltig sind am Festabend die freudig bewegten Gruppen, die sich an hunderttausend New-Yorker Herden um das leuchtende Symbol ewiger Wiedergeburt sammeln; nicht bloß mannigfaltig durch die Scala, an deren oberster Stufe blendender Eryx strahlt und an deren unterster Stufe nur ein karger Sparpfennig mit seinen dürftigen Gaben prangen kann, — noch viel mannigfaltiger durch die Lichtgrade des inneren Glücks, das die Herzen bindet! Wohl den Kreisen, in welchen nicht bloß die Feststunde ein Bild des Friedens schafft, glücklich die, durch deren Festchoral kein zurückgehaltener Klage-ton zittert! Wo die Freude so lauter und ungetrübt die Brust von Jung und Alt bewegt, wo nur frohe Jahreserinnerungen die Weibetanne umrauschen und die Naivetät, der Gemüthschatz der Kleinen, sich auf einige Stunden auch den Lebensgeprüften noch mitzutheilen vermag — dort zählt dieser eine Abend in der That für alle Mühen der langen Monde! Dort sind die Stätten, auf welche der gute Genius der Menschheit mit Wohlgefallen blickt, von welchen aus das Erdenglück sich weiter und weiter verbreitet.

Aber New-York hat auch seine langen, langen Reihen der Verwaisten, nicht nur derjenigen, welche die Hand des Todes verwaist hat, auch solcher, denen Elend oder Verbrechen den warmen Mutterchoof und den kräftigen Vaterarm geraubt. Ihnen wird die Weihnachtsfreude durch die kältere Hand der allgemeinen Menschenliebe bereitet. Zu Hunderten, zu Tausenden führt man sie vor eine Riesentanne, die

— so groß sie auch ist — nicht Raum hat für die zärtliche Rücksicht auf den Einzelnen. Hier wird ein fruchtbeladener Baum nach dem Gebote der Wohlthätigkeit geschüttelt und dem Zufalle bleibt es anheimgegeben, wie die Gaben sich unter die Kindermenge vertheilen. Specielle Wünsche des Herzblättchens können hier nicht bedacht werden, und so laut die Schutzbefohlenen der Gesamtheit auch aufjubeln mögen, der Contact von Herzen zu Herzen, der elektrische Funke von Auge zu Auge fehlt bei diesem Humanitätsjams. New-York jedoch hält sich auch dabei wacker. Sehr weit verlaufen in den Labyrinth der Armenquartiere muß die Range sich haben, die in der Christnacht nicht ihre christlich verabreichte Bescheerung hascht. Freilich gibt es viel wärmer gebettete Wesen, denen die Natur nicht so viel Empfänglichkeit eingepflanzt hat, wie dem verwahrlosten street-Arab, und die doch ihre eigene fröhliche Weihnacht haben.

Hui, hier raffelt ein elegantes Gefährt mit schmuckem, silbergeschirrtem Gespann durch die fashionable Avenue, und der kleine Liebling der vornehmen Dame guckt munter durch das dicke Glas der geschlossenen Wagenthür. Sein seidenes Haupthaar hängt ihm dicht über die Stirne, aber dies hindert seine stechenden Augen nicht, vorwitzig die auf dem Trottoir dahineilenden Fußgänger zu mustern und sich dazu, im Bewußtsein seiner höheren gesellschaftlichen Stellung, mit der spitzen Zunge vergnügt die Lippen zu lecken. Wie ausgeräumt er ist — der niedliche, verwöhnte Abgott des ganzen Hauses; er kann es kaum erwarten, bis der Wagen wieder vor einem luxuriösen Bazar hält und er wieder frei herumspringen kann zwischen seidenen Schleppen und kostbaren Kunstgegenständen. Ja, der brave „Muck“, der in der ganzen Nachbarschaft berühmte Seidenpintscher, muß auch seine Weihnachten haben. Der arme Kleine darf am Tage der Familienfeste nicht leer ausgehen, er ist ja der „Verzug“ sämmtlicher Hausgenossen und wird, weil weder Kind noch Enkel unter diesem Dache weilt, schon Jahre lang verhätschelt wie ein schwächliches baby; er bleibt sein Lebenlang das baby, seine Zimmerecke ist die Kinderstube des Hauses, dort hat er sein Bettchen, sein Sopha, dort muß er auch sein Weihnachtsbäumchen haben. Ja, „Muck“ ist gar gescheit und versteht es sehr wohl, wenn ihm etwas Hübsches bescheert wird. Das Jesukindlein

hängt man ihm freilich nicht an den Baum, das würde er vielleicht nur anbellen und das wäre denn doch, bei allem Respect vor einer feinfühligem Pintscherseele, zu profan. Aber ein schönes neues Halsband und für den Rest des Winters ein warmes tuchenes Wämmschen, mit den Initialen seiner Beschützerin in den Ecken, sowie dergleichen Requisiten des Hundecomforts mehr muß der allerliebste „Mucki“ zu Weihnachten haben. Auf Confect blickt der kleine Gourmand mit Verachtung; aber einige delicate Würstchen und andere Leckerbissen, für welche „Mucki“ Sinn hat, sollen in den Zweigen seines Tannenbäumchens prangen. Der glückliche Kleine!

Dort oben, im vierten Stock, funkelt es heut Abend auch hinter der Gardine des einzigen Fensters eines engen Stübchens. Auch hier brennen die Weihnachtslichter an einer kleinen Tanne. Sonst ist nicht viel Zierrath an derselben; und still, in Nachdenken versunken, sitzt davor eine wohlgekleidete Frauengestalt. Das ist das Christbäumchen des alten Mädchens. Sich selbst hat sie es errichtet. In glücklicheren Jahren, als noch überm Ocean drüben das Dach des Vaterhauses sie schirmte, hat sie die fröhlichsten Stunden ihrer Kindheit unter der geschmückten Tanne verlebt — und später, als die Jungfrau noch die holdesten Glücksträume umgaukelten, war keiner so hold, wie der, welcher ihr in der Weihnacht das Familienbild vorzauberte, in welchem sie die beseligte Spenderin sein sollte! Dieser Traum ist zerronnen, aber dennoch mag sie nicht von dem, ihr nun doppelt geheiligten Brauche lassen. An die Stelle des Zukunftstraumes ist die elegische Erinnerung getreten. Auch diese geht gar wunderbar auf im magischen Scheine der Weihnachtslichter. So sitzt sie und sinnt und sinnt, während der Zeiger an der melancholisch pendelnden Uhr gegen die Zwölf heranschleicht. Es schlägt Mitternacht; die Träumerin erwacht, erhebt sich leise, löscht Kerze nach Kerze — und bei dem Schwinden jedes Flämmchens ist ihr zu Muthe, als erlösche da eine ihrer letzten Hoffnungen. Endlich ist's finster um sie, wie in ihr.

Noch finsterer ist's tief unter dem Schnee, wo die Heimgegangenen, die in der vorigen Weihnacht noch mitjubelten, regungslos liegen. Die kleinen Händchen, die sonst an diesem Abend so zierlich nach den beglückenden Spenden langten, die strahlenden Augen, welche wie freude-

trunken im Anblick des funkelnden Eden schwelgten, die frischen Lippen, welche vor innerer Erregung den tiefempfundenen Dank kaum zu stammeln vermochten — Alles für immer erstarrt und dem Staube wiedergegeben. Doch auch dort grünt die Tanne und saugt ihren Lebenssaft aus Kindergräbern. Ob wohl die kleinen Gehirnröhrchen weiter träumen von der Zauberwelt, deren Erwartung ihnen sonst die halben Winter-nächte füllte? Es gibt alte, von der Wehmuth geborene Sagen, die eine tröstende Mähr zu künden wissen und die Unschuldsvollen, welche die grausame Natur frühzeitig gewürgt, nach Mitternacht, wenn es stille geworden um die Weihnachtstanne des Vaterhauses, an die Stätte ihres Kindesglückes zurückkehren und dort die erlebten Freudenstunden noch einmal an ihnen vorüberziehen lassen. Tödt' Sagen! Schöner ist der lebendige Gedanke, welcher dem holden Abbild der Geschiedenen, das in unserer treuen und standhaften Erinnerung wie eine unvergängliche Blüthe weiter lebt, die ideale Kraft verleiht, sie vermöge ihres fortwirkenden Liebesanspruches mit anwesend sein zu lassen im eng geschlossenen Familienkreise.

Ja, die alten Sagen! Wenn der ältesten eine aus morscher Vergangenheit wieder hervortreten und sich ans elektrische Licht der modernen Weihnacht heranwagen wollte — welches phantastische Gemisch von Spas und Grauen es da gäbe! Wenn zum Beispiele aus den alten Friedhöfen New-York's, die jetzt selbst eingefahrt sind mitten in die Stadt, während der „längsten Nacht“, die dem Christabend folgt, die modernden Schläfer Schlag Zwölf sich aus ihren längst vergessenen Gräbern erheben und den schaurigen Umgang halten wollten, auf welchem die Abbilder aller Lebenden, die im Verlaufe des nächsten Jahres sich zu ihnen versammeln, gesenkten Hauptes mit der brennenden Kerze in der Hand ihnen nachhinken — und wenn sie dabei die alten Friedhofspfade wieder aufsuchten: welchen absonderlichen Curven und Diagonalen durch das, auf den früheren Todtenstädten sich jetzt erhebende quadratische Straßen- und Häuser-system der gespenstische Zug da zu folgen hätte! Hier würden die Pferde einer durch die nächtliche Stille rasselnden Street-Car scheuen vor den schreckhaften Gebilden, die schräg über das Geleise schweben; dort würde mitten durch einen Parlor, wo das Weihnachtsparfüm duftet, plötzlich Modergeruch

ziehen, das fröhliche Geplauder verstummen, die Gasflamme ängstlich zu flackern beginnen und mancher muntere Zecher, der gerade einen lustigen Coaft ausbringen wollte, verstummen ob seines eigenen leibhaftigen Conterfei's, das er soeben am Spiegel vorüberhüscheln sah. Die Bridget unten im Erdgeschoße aber würde in gar manchem Apartment-Hause, das auf ehemaligem Friedhofsgrunde erbaut ist, schreckensbleich nach den oberen Stockwerken flüchten, weil die knöchernen Gentlemen mit dem augen- und lippenlosen Antlitze, welche soeben hinter dem Küchenschranke hervorkommen, so ganz anders aussehen, als die company, die sie sonst dort unten empfängt. Und wie's im Elevator klappern und rasseln würde, wenn die wieder auferstehenden Heimgegangenen des altmodischen New-York auf ihrer Mitternachtspromenade sich die modern improvements der heutigen Metropole zu Nutzen machten. Wie manches gemüthliche Kaminfeuer brennt heute kaum fünf Fuß von der Stelle, wo sie im vorigen Jahrhundert einen Mann von Gewicht begrubten; und wenn sein Gerippe plötzlich wieder in Erscheinung treten wollte, wie prasselnd da die Kohsengluth zerstreuen, wie entsetzt der Kaminhüter aus seinem Sorgenstuhle emporschnellen sollte! Wo einst die Verwesung ihr stilles, langwieriges Werk in tiefster Finsterniß vollzog, tummelt sich heute in bunten, dem Knochengedüngten Erdreiche abgewonnenen, hellen Räumen neues Leben in neuen Formen, mit neuen Anschauungen und neuen Zielen. Und so ist auch manche Stätte, wo in der Aera der holländischen Herrschaft in behäbiger Behausung die Weihnacht nach patriarchalischer New-Amsterdamer Sitte gefeiert wurde, verschüttet und hoch über ihr dröhnt der wirre Verkehr unserer Tage.

Geschlechter versinken im Sande der Zeit, die Weltstadt begräbt sie in eigeneu Schutt. Das grüne Leben aber drängt sich immer an die Oberfläche und die Tanne hält uns treue Nachbarschaft, so sehr das Profil des uns tragenden Grundes auch schwanken möge. Auch das ist ein Auf- und Niederwogen, ein bewegter Ocean, auf dem der Menschheit Kiele dahingleiten. Von der Dauer, welche die Vorstellung vom „Unvergänglichen“ aufkommen läßt, sind nur die funkelnden Bilder am nächtlich klaren Himmel, Argomen gleich, welche durch alle Wandlungen der Sitten hindurch sich von Nation auf Nation vererben — die

nie erlöschenden Weihnachtslichter des erdabgewandten Denkers. Sie leuchten in die ödste Klause hinein, wo der grübelnde Einsiedler, der auch im dichtesten Gewühle der Weltstadt vorzukommen pflegt, sich gebettet haben mag. Wenn ihm der laufende, durch den Schornstein fegende Nordost sein Christmas-carol singt und er in seiner Einsamkeit keinem strahlendem Auge begegnet, aus dem ihm Herzenslust und Kindesliebe entgegenlacht, — dann richtet er sich tapfer auf, wie der mit wenig Bagage belastete Soldat der Lebensweisheit, und findet seine Erbauung im Anblick der glitzernden Sternenschrift, welche von der Ewigkeit erzählt und die unergründlichste Mähr aller Zeiten weiter und weiter dichtet. Das sind die Weihnachten des alten bachelor. Während wir unten im wohligen Dunstkreis der Familienfeste näher an einander rücken, weilt er zur hellen Nachtstunde auf der Sternwarte einsamer Betrachtung. Es ist kalt oben, aber klar; und wenn der festliche Tumult zu ihm hinauf schallt, wenn er Kinderjauchzen und Frauengefächel zu vernehmen meint, dann geht es durch seinen Sinn wie der trockene Gedanke: „Was uns nicht gegeben, brauchen wir auch nie zu beweinen“. Grant aber der Morgen, so ist es doch wieder er, der die schönsten Sprüchelein auf den Lippen hat und uns Allen, die wir nun zurückblicken auf entschwundene, lang vorbereitete Stunden der Freude, durch die weise Zuspruch der nie übernünftig werdenden Selbstvertiefung den Seelenfrieden bescheren kann, der kostbarer als aller Tand und alles Geffimmer.

Sibel, Sabel und Märchen.

Die Tannenlichter waren erloschen, nur ein kleines Gasflämmchen erhellte noch die Feststube und im anliegenden Gemache, dessen Thür offen stand, schlummerten bereits die freudemüden Kleinen.

Auf Tischen und Stühlen rings umher, auf dem Boden, ja selbst auf den Bettdecken lag all der holde Tand, der die jungen, offenen Gemüther so sehr beglückt hatte. Unter der geschmückten Tanne aber, fast noch unberührt, lagen drei schmucke Büchlein, eins dünn und steif mit glattem rothen Deckel, das zweite kleiner aber dicker, mit gepreßtem blauem Umschlage, und das dritte in stattlichem Format, mit Goldschnitt und buntem, bilderreichem Deckel. Halbdunkel und Tannenduft mahnten wie an Waldeinsamkeit. Eben waren die zur Mette rufenden Glocken auf dem Thurme der katholischen Kirche wieder verstummt und feierliche Stille herrschte in der Stube.

Da begann es zu knistern unter der Tanne. Dort, wo die Büchlein lagen, wurde es lebendig. Mit einem Male sprang an dem dünnen rothen Büchlein der steife Deckel auf, die wenigen Blätter fingen an zu rauschen und ihnen entstiegen fünfundzwanzig bis dreißig kleine Kobolde, schwarz und mager, mit wenig Fleisch am Leibe, fast nur Haut und Knochen, aber jeder anders geformt, die meisten krumm und bucklig. Nachdem sie sich in Reih' und Glied aufgestellt, richtete das offene Büchlein sich empor und hinter ihm tauchte ein ernst dreinblickendes weibliches Anstüz auf. Durch die in Horn gefaßte Brille stachen zwei spitze Augen hervor; um den Mund schwebte ein zwar wohlwollender, aber etwas strenger Zug. Dieser Matronenkopf hatte sich offenbar schon viel in der Kinderwelt umgesehen und nicht bloß die holde Unschuld, sondern auch die „Mücken“ der kleinen Haustyrannen gründlich studirt.

„Kinder — hub die alte Dame an, nachdem sie auch den steifen Zeigefinger über den Rand des Büchleins erhoben — von jetzt an muß zwischen das Spiel auch manches Stündlein des Ernstes kommen. Ich

bin da, um Euch sanft aber entschieden noch einmal gehen zu lehren. Ihr müßt die ersten Schritte in der Stube der Bildung machen lernen. Ihr lebt im neunzehnten Jahrhundert, müßt also gebildete Menschen werden; Ihr lebt im freien Lande Amerika, müßt also gebildete Menschen werden, als die Kinder anderer Länder. Ohne mich könnt Ihr das nicht; nur durch meine Thür führt der Weg zur Erkenntniß; ich bin die Mutter aller menschlichen Weisheit, und diese kleinen schwarzen Gesellen hier sind meine Gehilfen, die sich auf meinen Wink ins Tausendfache vermehren; mit ihnen baue ich die stolze Burgen der Wissenschaft, die schönsten Schlösser der Dichtung auf; und sie müßt Ihr kennen und nennen lernen. Da Ihr aber im zweisprachigen Lande lebt, so muß das so schnell wie möglich geschehen, denn jeder dieser Burschen hat zwei Gesichter, ein deutsches und ein englisches."

„Rechtsum!“ commandirte hierauf die Alte und im Nu sah die ganze Front anders aus. Die schwarzen Kerlchen waren im Umdrehen sämmtlich voller, dicker und runder geworden. Sie sahen jetzt „englisch“ aus.

„So hört denn, Ihr lieben Bälger alle, die ich jetzt in Fucht nehmen werde,“ fuhr die Matrone fort, „ich befehle die größte Armee der Welt, ich befehle das ABC-Schützencorps, ich bin die Fibel!“ Und zur Bekräftigung ihrer letzten Worte klopfte sie mit oem Lineal auf den rothen Deckel, worauf der ganze Spuk zusammenfiel und das Büchlein wieder geschlossen und stumm dalag.

Da fing aber auch schon das zweite blätterreichere Büchlein mit dem blauen Deckel sich zu bewegen an; und ehe es noch Zeit hatte, sich aufzurichten, drang bereits eine frische, helle Stimme daraus hervor, welche der Alten nachrief: „Du bist die Fibel, ich aber bin mehr!“

Und wie von landschaftlichem Schimmer umflossen stieg rasch eine jugendliche Frauengestalt auf. Ihr Antlitz war sonnengebräunt, ihr Auge blickte klug, um die Lippen spielte ein launiger Zug, auf der freien Stirn aber lag sittlicher Ernst. In das schlicht herabhängende dunkle Haar war der wilde Lorbeer vom Waldesrande, die Aehre des Feldes und die Blume der Wiese gesteckt. Zu ihren Füßen sammelte sich eine bunte Schaar von Männlein und Weiblein, die

sie alle wie Marionetten am Drahte hielt, und gleichzeitig zog eine ganze Menagerie von Thieren vorbei, als sei eben der alte Noah mit seiner Arche auf dem Berge Ararat angelangt. Der Affe, der sich darunter befand, kletterte sogleich die Tanne hinauf und fing an, die Äpfel zu beschnuppern, an den Nüssen zu nagen. Der Papagei flog auf, setzte sich auf einen Zweig gerade zu Häupten seiner Gebieterin und plapperte ihr nach, als sie sprach:

„Ich bringe Euch schönere Belehrung, liebe Kindlein! Wenn ich meine Blätter aufschlage, lebt darin gleich Alles wie in der wirklichen Welt. Menschen und Thiere bewegen sich und führen zusammen lehrreiche Geschichten auf; denn bei mir können nicht blos die Menschen, sondern auch alle Thiere sprechen. („Sprechen, sprechen!“ schrie der Papagei, um zu zeigen, daß er darin der Virtuos sei.) Die Ränke, die Ihr auf des Lebens dornenvoller Bahn erfahren werdet, führe ich Euch in farbigen, beweglichen Bildern vor, und das Gesetz der Natur, daß jede Schuld sich rächt und jede Gutthat sich lohnt, dieses ewige Gesetz, welches Ihr in nackten Buchstaben nicht verstehen würdet, kleide ich Euch in deutliche, unterhaltende, bald ernste, bald lustige Beispiele ein, wobei Alles mitspielt, was da lebt auf der schönen, aber ach, so oft entweihten Erde. Die Thiere müssen darum mitspielen, weil ihre Eigenschaften echtfarbig sind, gleichviel wo sie weilen, ob in der alten, ob in der neuen Welt, weil sie, nicht so wankelmüthig wie die Menschen, sich wenigstens immer gleich bleiben im Charakter. An meinen ewig wechselnden Spielen werdet Ihr lernen, was Gerechtigkeit ist und wie nothwendig sie ist, wenn nicht Alles, woran Ihr Euere Freude habt, zu Grunde gehen soll. O möge sie, die Himmlische, der ich in allen Sprachen als Deuterin diene, durch meine kleinen Bilder Eingang finden in Euere jungen Herzen — denn sie, ohne welche Euch alle Erkenntniß nichts frommt, sie ist es, die Euch dem Göttlichen in der Natur am nächsten bringt. Adieu, Ihr Lieben, bald komme ich wieder — ich, die Fabel!“

Kreisend flog der Papagei herab und setzte sich auf die Schulter seiner, wieder in den Tisch versinkenden Herrin. Der Affe, der sich beinahe verspätet hätte, mußte sich noch schnell durch die, wie zwei Thürflügel zusammenklappenden Buchdeckel durchquetschen.

Nun aber tönte es wie süßer Harfenklang durch alle Zweige der Weihnachtstanne, und wie rothger Morgenschein strahlte es aus dem dritten Büchlein. Bald war die ganze Stube von magischem Lichte erfüllt und es trat hervor ein wunderlieblich Kind, noch schöner, viel schöner, als unsere schönsten New-Yorker Kinder.

Funkelndes Gold war sein Haar, flimmerndes Silber sein Gewand, auf dem Antlitz blühte zauberische Anmuth, aus dem Auge leuchtete Seligkeit; und geschmückt war dieses Kind mit den prächtigsten Blumen, ja mit einigen Blüthen von so blendender Farbe und so balsamischem Dufte, wie sie auf Erden gar nicht zu finden sind und die es wohl in dem verlorenen Paradiese der Menschheit gepflückt haben muß. Während die unsichtbaren Harfensaiten sanft forttönten, sprach mit melodischer Stimme das Kind:

„Liebe Schwesterchen und Brüderchen! — so muß ich wohl sagen in Amerika, wo die ladies immer zuerst genannt werden, — auf dem Regenbogen der Phantasie eile ich zu Euch. Die Fabel und die Fabel habt Ihr gehört, aber was ich Euch bringe, ist schöner und lieblicher als alles Irdische. Klein wie ich bin, habe ich alle Räume der Welt durchforstet und gefunden, was für Eueren jungen Geist, für Euer kindliches Herz das Kostbarste. Wenn wir beisammen sind, Ihr und ich, kehren wir uns gar nicht an die Ansichten der großen Altflugen. Keinem gewalthätigen Herrscher bin ich unterthan, keine finstere Macht bezwingt mich, kein Grollen der Natur fürchte ich. Ueber Bach und Steg, über Fels und Abgrund führt mich mein beschwingter Fuß, und über das Toben des Sturmes erhebe ich mich mit goldenem Fittige. Ich flattere über die Oceane von Erdtheil zu Erdtheil, ich kann mir im Dunkel des amerikaniſchen Urwaldes ein Hüttchen aus Moos bauen, und auf einen Wink erwächst mir der zierlichste Eispalast auf des Alpengletschers lichtverbrämtem Gipfel. Das unerbittliche Fluthen der Zeit, vor dessen Andringen die Stolzesten erbeben, das tausendjährige Reich unterwühlt, in welches selbst altersgrauer Ruhm versinkt, — mir kann es nichts anhaben. Je älter die Welt wird, desto schönere Knospen sprießen aus meiner Hand, desto lieblicher duften meine unvergänglichen Blüthen. — Und fragt Ihr, woher ich kam, so weiß ich's nicht, wie auch Ihr, kleines Volk, nicht wißt, woher Ihr kamt, Ihr, kleines Volk mit

den Engelsköpfchen, die aus dem Himmel stammen könnten, und mit den bösen Zappelfüßchen, in die manchmal ein kleiner Teufel fährt. Wenn ich in stillen, silberhellen Sommernächten, während welcher ich wenig in Städten zu thun habe, draußen im dampfenden Walde lausche und lausche, dann höre ich ein leises Rauschen, welches von Sonnenaufgang kommt und sich weiter und weiter verliert, als lispel, viele Tausend Meilen weit, ein Baum dem andern ein süßes Geheimniß zu. In diesem Geheimniß-Flüstern aber erkenne ich die lieblichen Töne, aus denen ich von jeher meine zauberumflossenen Gesichtchen gewoben; und dann erfährt mich's wie Heimweh, und ich meine, dort im Orient, woher diese, meinem Ohre so trauten Klänge kommen, müsse meine Wiege gestanden haben. Meine eigene frische Erinnerung aber reicht nur in die kühle Dämmerung des unentweiheten deutschen Waldes. Wenn ich zu Euch über den Ocean eile, hierher in das lärmende New-York, dann finden wir nur wenige glückliche, stille Stunden, in denen ich leise erzählen, erzählen und erzählen kann. Ich spreche zwar alle Sprachen, aber keine, als Euer liebes Deutsch, hat in ihren Lauten all' die tausend Farben, die ich zum Ausmalen meiner Bildchen brauche. Was den großen Leuten die stolzen Gesänge von Kaisern und Helden, was ihnen die, für Euch zu kunstreichen Erzählungen von Geistesstreit und Menschenleid, von Abenteuer und Lebensfreud' sind, deren Schöpfern sie Monumente bauen und Lorbeerkränze weihen, das sind Euch meine kurzen schlichten Geschichten, so lieb und klein, wie Ihr. Mir braucht Ihr keine Monumente zu bauen, weder auf den Hügeln des Hudson, noch im Centralpark oder auf einem Square, mir braucht Ihr keine Kränze zu winden, weder aus dem Immergrün der Catskills, noch aus den Orangeblüthen Florida's. Mein Ruhm ist Euer leuchtendes Auge, wenn ich erzähle, Eure glühende Wange, wenn meine kleinen Helden in Gefahr sind, Euer frohes Aufathmen, wenn ich sie gerettet und glücklich gemacht habe; und schlägt Euer kleines Herz vollends in Dankbarkeit für mein gutes Walten, dann habe ich meinen schönsten Lohn, den ich nicht um allen Glanz der Erde hingäbe. Die Fäden, aus welchen ich hübsche Geschichten für Euch webe, sind nicht vom irdischen Rocken, sie sind gesponnen aus himmlischem Lichte. Ich brauche mich nicht daran zu kehren, was die kalte, nüchterne Welt für möglich hält. Wenn wir, Ihr und

ich, beisammen sind, machen wir uns die Gesetze, welche uns das Herz dictirt; den zwei Tyrannen, Zeit und Raum, schlagen wir ein Schnippchen, wir hüpfen über sie hinweg, wir entflattern ihnen und bauen uns, wo und wann wir wollen, zwischen duftenden Rosenhecken und flüsterndem Schilf eine allerschönste Welt. Ihr armen Großstadtkinder in Eurem engen Mauerwerk, Ihr braucht dieselbe mehr als das Landkind, um glücklich zu sein. So lange Euch die Kindheit blüht, bleibe auch ich bei Euch! Schwesterchen und Brüderchen in Amerika, haltet Euch fest, fest an den grünen Ranken, die ich Euch reiche; je mehr Ihr, der lauten Stimme des eigenen Herzens folgend, Euch an meiner Hand daran gewöhnt, auf den herrlich gewölbten Brücken der Phantasie zu wandeln, desto weniger werden Euch später die fesseln der grausamen Erdenwelt drücken! Auf Wiedersehen, morgen Abend! Es sprach zu Euch — das Märchen!“

Und wieder ward's still und dämmerig in der Weihnachtsstube. Aus dem anstosenden Gemache aber hallte es wie ein jauchzendes Echo aus der Traumwelt der Kleinen.

Des Seemanns Weihnacht.

Wie hat sich mir der erhabene Sinn, welcher in der allgemeinen Feier des heutigen Abends liegt, so erschlossen, wie in der stürmischen Weihnacht, die ich im vorigen Jahre auf dem Ocean erlebt, als wir von Hamburg nach New-York steuerten.“ So sprach ein deutscher Seemann, als beim Erzählen in dem Kreise, der sich um die hell leuchtende Tanne gebildet, an ihn die Reihe kam.

„Wild schäumte die See; kein Stern war sichtbar. Des Schiffes flanken krachten und die Masten stöhnten. Sonst pflegten auch wir am Abend des Vierundzwanzigsten eine improvisirte Feier an Bord zu veranstalten. Diesmal aber war Ernsteres zu thun. Der kahle Mastbaum, der heftig auf und niederschwanke durch die pechfinstere Nacht — das war heute unser licht- und schmuckloser Christbaum. Fern in der Wasseröde jede Minute unseres Heils dem wüthenden Elemente abbringend, gedachten wir des Heims, wo um diese Stunde im frommen Scheine der Weihnachtskerzen gewiß auch unser gedacht wurde. Und als mir ein Moment der Rast vergönnt war, versetzte ich mich im Geiste auf das Festland.

„Welch' stiller Frieden lag jetzt dort ausgebreitet! Wie schien mir das ganze Firmament den heitern Glanz wiederzustrahlen, der aus tausend und tausend Stätten des Familienglücks aufstieg! Ich sah ganze Städte in magischen Schimmer gehüllt; ich sah in den Thälern und auf den Bergeshöhen die Dörfer funkeln ob der leuchtenden Augen, mit welchen jede Hütte in die geweihte Nacht hinausblickte. Selbst in den unwirthlichen Gegenden, wo die Civilisation sich erst die engen Pfade erobert, welche der Schienenstrang bezeichnet, zog sich's wie eine Perlschnur hin; in unabsehbar langer Reihe überall und überall das freundliche Symbol eines Festgedankens, der wohl das Innerste des Menschenthums erfassen muß, da er den Sterblichen bis in die Wildniß folgt, da er selbst uns mitten in den Wetterern einer unheimlichen See wie ein leises Gebet durch die Seele zog. —

„Als eben das Schiff wie himmelan zu steigen schien und die Armriffe des Bugspriets sich an dem schwarzen Gewölk abzeichneten, kam mir's in den Sinn, welches erhabene Schauspiel sich dem Menschenauge bieten müßte, wenn dasselbe im Stande wäre, heute aus Wolkenhöhe weit über alle Lande der Civilisation zu schweifen; und während das wieder zur Wogenfurche niederschießende Fahrzeug meinen Leib mit hinabzog, verweilte ich im Geiste dort oben, wo über tückischem Gewölk ewig klarer Himmel zu erschauen. Ich sah nieder, sah beide Gestade des Oceans, und sah es von weit her flimmern, von den felsrippen des Urals bis hin zur majestätischen Sierra Nevada. Als habe die millionensternige Milchstraße ihr Abbild auf Erden gefunden, so zog sich, durchsichtig und breit, ein lichtgewebtes Band über die Festlande und selbst die Inselgruppen leuchteten im Dämmerseine matter Sternhaufen; es rollte sich auf, dieses Band, von Ost gen West, der untergehenden Sonne folgend und beim Verglühen des Abendroths sein eigenes Zauberlicht mehr und mehr entfaltend — es rollte sich auf von den öden Steppen Sibiriens bis an die ewig grünen Gestade des stillen Weltmeeres und darüber hinaus. Sein Lichtsaum reichte bis zum hohen Nord, wohin der Sonnenstrahl erst nach Monden wieder dringt, streifte die Landesspitzen, die zum Südpol schauen.

„Wie bei Jubelfeiern, die ein glückliches Volk seine freien Höhen erklimmen und mit Freudenfeuern krönen lassen, von Landesgrenze zu Landesgrenze ein Lichtschein die Nacht erhellt, so war's in dieser Nacht in allen Ländern der gesitteten Völkerfamilie. Da fühlt' ich, daß das heutige Fest, seines confessionellen Charakters entkleidet und in seiner rein menschlichen Bedeutung erfaßt, in das weit zerklüftete Herz der Menschheit wenigstens vorübergehend ein gemeinsames Pulsiren bringt, daß ein heiliger Friedensgedanke es geschaffen, daß es in der That Menschenverbrüderung meint! Das fühlte ich selbst in der undurchdringlichen Finsterniß, durch welche unsere Aufschale trieb und die uns abschloß von dem heute besonders mild fluthenden Himmelslichte!

„Mein Genof in der Coje, ein lebenslustiger Sohn Albions, dessen kerniger Humor allem Sturmeseulen trotzte, gedachte — da unser Christmas nicht sehr merry war — wenigstens des Merry Old England und schilderte die goldene Zeit, als unter den letzten Heinrichen und

der jungfräulichen Elisabeth dem englischen Volke zwischen den zwei großen, das Inselreich erschütternden Stürmen eine Periode des Glücks und des Behagens erblüht war, jenes farbenreiche, poetisch angehauchte Leben, welches wie eine herrlich geschmückte Brücke von der absterbenden Romantik des Mittelalters in die frischere Luft der erwachenden Neuzeit führte und in welchem allein ein Shakespeare erstehen konnte. Er erklärte mir, wie da ein heiteres Volk gedieh und wuchs, geführt von helleren Anschauungen, als sie später der schwertungürtete Puritanismus duldete; er erzählte von den Herrlichkeiten der ehemaligen Weihnachtsfeste, vom Yule-block, dem aufflammenden riesigen Kloße alt-sächsischen Ursprungs; er erzählte vom Lord of misrule, vom Master of merry sports, die zu jener Zeit das Festcepter führten. Er sang Carols in den Idiomen dieser alten Tage und ließ mich vernehmen, welcher echt germanische Geist das Old England frei und merry gemacht, wie sich Christenthum und germanisches Heidenthum gerade im Weihnachtsfeste begegnet. Wir sprachen davon, wie dasselbe namentlich in der Gestalt, die es hier zu Lande angenommen — mit der deutschen Tanne, mit dem alt-englischen Laubschmuck und der nordischen Sitte des Speisens der Armen, ja der, durch Schnee von ihrem Korn abgesperrten Luftbewohner — zu einer, in germanische Obhut gegebenen cosmopolitischen Feier geworden, zu einem Menschheitsfeste, das die allerchristlichste der Ideen — das Lieben aller Menschen, gleichviel an welchen Gott sie glauben oder nicht glauben — so zu sagen säcularisirt, und das wie einen kostbaren Schatz den Gedanken an eine Ausöhnung des ganzen Geschlechtes, an den dauernden Erdenfrieden durch alle Brandung der Weltereignisse, durch alle Religionsstürme bergend trägt.

„Ich mußte wieder hinaus aufs Deck. Der Wolfenschleier war gerissen und schon blickte der Sirius nieder auf unser schwankendes Fahrzeug — wie ein Abglanz der ewigen Wahrheit auf die, noch in der Nacht des Irrthums Hin- und Hergeworfenen. Der Britte folgte mir, stieß einen weit ausgeholten Begrüßungsruf für den nächsten der Sifferne aus, meinte, nun könne er auch bald hier oben weiter erzählen und sprach mit „Prospero“:

I will deliver all;

And promise you calm seas, auspicious gales.

„Das schwerfällige Rollen des Schiffes unter einem Himmel, der sich mehr und mehr aufklärte, mahnte mich an das irdische Ringen überhaupt, das uns auch endlos und oft vergeblich scheint, wenn wir die Lichtpunkte, welche uns als lauterste Ideen auf die Lebensbahn leuchten, zum Ziele nehmen. Aber die Baracke arbeitete sich doch voran; sie kam doch näher und näher dem Gestade, dem wir zusteuerten. Und indem ich scharf hinauspähte, ob ich am aschgrauen Horizonte die Wasserlinie erschauen könne, mußte ich nochmals des Bildes gedenken, das mir in der Coje wie ein kurzer Traum am Auge vorübergezogen. Da sah ich es wieder wie einen leuchtenden Wald, der sich hart bis an den Küstenfaum ausbreitete; ja, das ist der Wald, in dessen Dunkel einst die alten freien Germanen zum weltumgestaltenden Geschlechte heranreisten; jetzt ist er erhellet durch die, der gesammten Menschheit geltenden erlösenden Gedanken und verbreitet sich über das ganze Erdenrund!

„Möge denn der Seemann kommender Jahrhunderte, wenn ihn der Sturm in der Weihnacht hin und her schleudert, sich aufrichten können an der Zuversicht, auf jedem Fleck Erde, wohin er verschlagen werden mag, das Licht einer liebevollen und hilfbereden, von Pol zu Pol in Glück und Frieden lebenden Menschheit leuchten zu sehen. Zum Erreichen dieses Hafenplatzes — calm seas, auspicious gales!“

Und darauf stießen sie an.

Im stillen Kämmerlein.

Wenn die Novembernebel aufsteigen, fängt auch schon die Weihnachtstanne zu grünen an. Der Markt, dem sie als Sammelpunkt dient, belebt sich und die Abende sind wieder da, an welchen die im Stillen getroffenen Vorbereitungen für das sinnreichste der Familienfeste dem Leben am heimatlichen Herde besonderen Reiz verleihen. Die erfindungsreiche Liebe der Mutter beschäftigt die Frauenherzen, und Wer allein steht, blickt gelegentlich schon um sich, suchend, wo er sich anschließen während der weihervollen Stunden, welche die Vereinsamung so unaussprechlich fühlbar machen. Der Junggeselle findet wohl leicht seinen Kreis, in dem ein lärmendes Gelage den oberflächlichen Anforderungen des Geselligkeitstriebes Genüge leistet; das auf sich selbst angewiesene Weib findet schwerer Ersatz für die Herzensbefriedigung, die das häusliche Walten gerade an diesem Abend gewährt. Und es gibt ihrer in New-York so Viele, die bei aller weiblichen Empfänglichkeit für die Zauber eines belebten Heims geschlossenen Auges vorübergehen haben am Familienleben — wie an einem verlorenen Paradiese!

Sinnend und träumend, und wieder träumend und sinnend sitzt am Arbeitstische die Verwaisete, welche mitten in der volkreichen Stadt ihren Lebenspfad allein wandelt und sich ihrer Einsamkeit nie lebhafter bewußt wird, als wenn die Weihnachtsstimmung wieder einzieht an den, von Familienglück durchwärmten Stätten. Ihr Mütterchen ruht längst in der Erde, fern, fern auf der deutschen Heide, wo das heranwachsende Töchterchen seine ersten Klagelieder den Schwingen des sausenenden Herbstwindes anzuvertrauen pflegte. Der Jüngling, welcher sie kräftig durchs Leben tragen wollte, hat sich mit einer anderen Bürde fortgeschlichen; und der ernste schlichte Mann, der sie wohl auch jetzt noch heimführen möchte, geht schon an ihr vorüber. Die Ungunst der Zeit lastet schwer auf ihm und hat all seine Träume von eigenem Herd und häuslichem Glück verschenkt; die halb gestandene, halb errathene Neigung ist wieder zurückgebannt in sein schweigsames, sein ehrliches Herz; er will nicht

leichtfertig tändeln, und da er nicht „handeln“ kann, hat er's eben überwunden; sie aber gewahrt bei zufälliger Begegnung an seinem verlegenen Blicke, wie peinlich es ihm ist, durch ihr kummervolles Antlitz an die von ihm nicht erfüllte Hoffnung gemahnt zu werden. So weicht denn auch sie ihm aus, sucht selbst die bescheidenen Bilder der Familien-Existenz, in welche sie sich flüchten zu können wähnte, aus ihrer Erinnerung zu wischen, so wie sie die Thräne aus dem Auge wischt, — und ist allein, ganz allein!

Ergebung in ihr Schicksal! — o könnte sie nur die erleben bei ihrem Ringen um die helfende Hand von dort oben, wohin alle verwaisten kindlichen Gemüther blicken. Gern, gern wollte sie auf Alles verzichten, was die in Aufruhr begriffene Phantasie, die sich regende Begierde sie immer wieder vermissen läßt; wenn nur die gepresste Brust endlich zur Ruhe kommen wollte, wenn sie bei ihren Entbehrungen nur wenigstens des süßen innern Friedens theilhaftig werden könnte! — Was ist ihr aller Puz und jeglicher Comfort; ernst geworden in der Schule der Vereinsamung, entsagt sie ihm mit derselben Bereitwilligkeit wie das junge Mädchen dem Spielzeug, dem es entwachsen; aber das Bedürfniß, sich anzuschmiegen, gehört zu werden von einer verwandten Seele, im Doppelleben zweier Gemüther selbst das Leid in Freude austönen zu lassen, dieses drängende und drängende Bedürfniß, das nie schweigen will und lauter und lauter wird, je stiller es um Einen herum geworden — es ist schlimmer als Hunger und Frost; es peinigt die sich in ihrer Verlassenheit ängstigende Seele so entsetzlich, daß sie aufschreien möchte in ihrer Qual!

In solchen Momenten entsinkt die Nadel der sonst nimmermüden Hand und zitternd fährt diese über die feuchte Stirn, wie um die Ueberlegung zu wecken, die den innern Tumult beschwichtigt. Die arme Dulderin! — dulden hat sie gelernt, entsagen ist ihr zur Gewohnheit geworden; aber nach dem heiteren Sinne, welcher erst das Beglückende in die Ergebung bringt, ringt sie vergeblich. So stark ist ihr Herz nicht, daß sie lächelnden Mundes entsage; das Blut, das Blut, es will noch immer nicht ganz gehorchen und die Sehnsucht nach Mitgefühl greift immer wieder in die Saiten des weiblichen Gemüthes, so sehr dasselbe auch mit sich abgeschlossen haben mag; ein Klang nie schlummernden Weh's

zittert durch das tapferste, auf sich selbst angewiesene Weiberherz. Liegt auch Ruhe auf dem Antlitz — sie ist kein nonnenhafter Frieden, sondern nur der erkämpfte Gleichmuth, der fort und fort gegen die innere Glut auf seiner Hut sein muß. Und es ist so schwer, sich der störenden Einflüsse zu erwehren! In stummer Resignation sitzt sie da, gern bereit ein unabänderliches Loos zu tragen. Da raffelt es über die Straße; Equipagen rollen rasch vorüber. Das ist kein Leichenzug — so lebhaft jagen nur fröhliche Menschen einher. Sieh, dort drüben an der Kirche sammeln sich Neugierige; der erste Wagen hält — freudestrahlend tritt eine geschmückte Braut hervor.

Sie sei gesegnet — die Glückliche! — Nieder, nieder, du gemeiner Neid! Es dürfen ja nicht alle unglücklich sein; nicht jedes Herz würde ausharren können in dieser Oede. Noch einen heißen Blick auf die festliche Gruppe und dann schnell zurück an den Arbeitstisch, ehe der Sturm der bezwungenen Gefühle wieder aufgewühlt ist.

Flüchtig, flüchtig Stich an Stich gereiht; bald ist ja Weihnacht und des Nachbars Kinder müssen auch bedacht sein. Erglänzt die Tanne mit ihren keuschen Lichtern, dann will auch sie, die oben wohnt im kleinen Stübchen, die Treppe hinabsteigen und leise an die Thür klopfen. Mit leeren Händen darf sie nicht kommen. Erwartungsvollen Blickes sollen die Kleinen auch ihr entgegensehen; nicht als abseits stehender Zeuge, welcher nur zehrt vom Anblick fremden Glückes, will sie sich einfinden; sie will mit eingreifen in das Wecken der Freude, an der sich zu wärmen sie herbei kommt. Der wohlthätigen Flamme muß auch sie etwas Nahrung bringen. Darum unverwandt genäht, keine Minute versäumt. Kaum noch fünf Wochen und das Sümchen für das Geschenk, das sie erdacht, muß erspart sein.

Nach dem Abendbrot trifft sie die Hausfrau wohl bereit, ein wenig über die bevorstehende Bescherung zu plandern. Dann will sie aufmerksam lauschen, was die Eltern ihren Kindern zugedacht, und will mit keiner Miene verrathen, daß auch sie eine kleine Ueberraschung im Sinne führe. Aber wissen muß sie, was aus der Hand des Vaters und der Mutter kommen wird, damit sie mit ihrem bescheidenen Geschenk kein Duplicat liefere, welches sicherlich nicht bestehen könnte vor der werthvolleren Gabe auf dem Familientisch.

Es würde sie tief beschämen, wenn das Spielzeug, das sie herbeibringen will, verdunkelt würde durch ein schöneres derselben Art. Darum muß sie gar listig zu Werke gehen. Sie muß von dem, was durch ihren Sparpfennig bestritten werden soll, als von etwas Unpassendem oder Ueberflüssigem abrathen. Und innig vergnügt steigt sie wieder die Treppe hinan, wenn es gelungen, das Spenden der ersonnenen Gabe für sich zu retten. Gleich arbeitet sie noch ein Stündchen länger. Vom Schläfe kann sie leicht zusehen; dieses Capital greift sie ja so oft an und die Zinsen erleiden keine Kürzung.

Kommen dann die Stunden des Ruhens, wird vor dem Entschlummern noch einmal bis auf den Cent berechnet, wie viel schon bereit liegt und wie viel noch hinzu kommen muß, auf daß die Kosten der Liebesgabe gedeckt seien. Die funkelnden Augen der Kleinen, wenn sie eifrig nach dem greifen, was die „Tante“ beschert, sind das letzte Bild, welches der Wachenden vorschwebt — und es fließt mit hinüber in ihren Traum.

So träumt sie, selbst ein Kind; so sucht sie träumend vielleicht noch einmal den Schooß der Mutter auf und klagt ihr, daß sie noch immer ein hilfloses Kind! Kindlich wird ihr Herz noch pochen, wenn die Morgensonne wieder ins Stübchen scheint. Die Verwaisete bleibt ewig ein Kind, so ernst auch die Züge, welche der Kummer in ihr Antlitz gegraben. Willst Du kein neues Weh zu ihrem, sich von Tag zu Tag fortspinnenden Leiden hinzufügen, dann sei stets zartfühlend gegen sie wie gegen ein Kind — dem ein einziges unbedachtes Wort Thränen entlocken kann.

